

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337423)

liche Aengste durchgemacht. Auch Athen war stark gefährdet. Mehrere Tag lang hat der Boden gezittert, und die wundervollen Ruinen, die von der herrlichsten Kunst der Weltgeschichte noch erzählen, von der Kunst der Griechen, waren schwer bedroht. Es hat einer prophezeit, daß das Jahr 28 ein Erdbebenjahr sein werde. Hoffentlich aber beruhigt sich die Erde wieder und läßt den armen Menschen wenigstens ihr Obdach!

Aber ganz so trostlos soll der Bericht über dieses Jahr doch nicht schließen. Darum freut sich der Hausfreund, daß er von der kühnen Tat zweier deutscher Flieger reden darf: Freiherr v. Hünefeld und Hauptmann Köhl haben es unternommen, von Europa nach Amerika zu fliegen. Alle, die diesen Flug vorher gewagt haben, sind elendiglich zugrunde gegangen. Niemand weiß, wo sie ihr nasses Grab gefunden haben. Aber diesen beiden ist es geglückt. Sie sind von Irland aus aufgestiegen und haben den Kommandanten der irischen Luftstreitkräfte, Fitzmaurice, mitgenommen. Hat der Herrgott den armen vielgeprüften Deutschen eine besondere Wohlthat gegönnt? Jedenfalls sind sie hinübergekommen und haben auf einer Halbinsel in Neufundland landen können. Der Jubel, wie sie dann nach Amerika gekommen sind! Ganz Neuyork war aus dem Häuschen. Sie sind aber sehr bescheiden geblieben und haben gesagt, daß sie nur Gott danken könnten, daß dieses Riesenwagstück gelungen sei. Auch in Deutschland hat man sie gefeiert. Der Reichspräsident v. Hindenburg hat sie in einer Extraaudienz empfangen. Es war eine Heldentat, die an die mächtigsten Tage aus dem Weltkrieg erinnert hat. Es scheint, daß die Amerikaner seither den Deutschen ein viel freundlicheres Gesicht machen. Möge es so bleiben!

Weniger gut ist ein anderes Stück ausgegangen: der Flug über den Nordpol, den der italienische General Nobile mit dem Luftschiff „Italia“ unternommen hat. Zwar ist er richtig über dem Nordpol gewesen mit seinem Luftschiff und hat dort die italienische Flagge und ein von dem Papst geweihtes Kreuz abgeworfen, aber bei der Rückfahrt ist sein Luftschiff in einen wütenden Sturm gekommen, der es zertrümmert hat. Sie haben noch landen können und mit Funkprüchen um Hilfe gerufen. Lange Tage war die ganze Welt in fieberhafter Spannung, ob es gelingen werde, die Kühnen zu retten. Ein norwegischer Leutnant, Lundborg, hat es fertig gebracht. Aber leider nur halb. Er ist mit einem Flugzeug an die Stelle gekommen, wo die Vermissten mitten in einer graußigen Eiswüste gelegen sind, und er hat den General Nobile gerettet und nach Norwegen gebracht. Aber wie er wieder hingeflogen ist, um auch die anderen zu holen, ist ihm bei der Landung sein Flugzeug beschädigt worden. So liegt er bei den Unglücklichen: der Retter selbst in Todesgefahr! Man hofft aber noch, ihn zu retten. Was aber das Schlimmste ist, das ist, daß auch der berühmte Nordpolforscher Amundsen sich aufgemacht hat, um Nobile zu suchen und zu retten — und völlig verschollen ist. Die Norweger sind darob grimmig geworden und fahren jetzt über den General Nobile mit härtesten Vorwürfen her. Sein ganzes Unternehmen

sei leichtsinnig gewesen. Er habe ein ungenügendes Luftschiff gehabt und sich nicht richtig für alle die Schwierigkeiten der Polargegend ausgerüstet. Wie es immer geht, daß man hintendran geschelter ist als vornan.

So ist halt in der Welt viel Sorge und Bitterkeit. Aber es ist doch etwas Großartiges, daß der Menschengeist immer wieder aufs neue sich dramatisch, die Nöte der Welt zu bekämpfen und zu überwinden. Und drum schließt der Hausfreund seine Erzählung mit dem Wunsch: „Gott mit uns!“ Dann wird's recht, in der Welt — und in Deutschland!

Will die Welt betrogen sein?

Von Robert Münchgesang.

Von Mannheim nach Köslin im Pommerlande, das ist ein weiter Weg; aber er läßt sich schon zurücklegen, wenn man die Eisenbahn benützt. Man fährt nach Berlin zunächst, und das andere findet sich schon. Nach Rom führen viele Wege, wie das Sprichwort sagt, nach Berlin aber auch. Man muß nur einen gültigen Fahrschein haben und das nötige Geld, einen solchen zu kaufen.

Und da liegt der Haß im Pfeffer.

Mit solchen Gedanken saß nun die kleine Optantenfamilie in ihrem Quadrat in der großen Stadt, 3 4, drei Treppen hoch, hinten heraus. Alt-Mannheim ist nämlich in Quadrate eingeteilt, die noch durch Ziffern unterschieden werden. Die Leuten konnten froh sein, bei der gegenwärtigen Wohnungsnot ein Unterkommen gefunden zu haben, und es war allemal besser, als das im Flüchtlingslager in Preußisch-Holland, weit über der Weichsel. Es lebte sich ja ganz gut in der Rheinstadt, aber war es denn die liebe Heimat? Und sie sehnten sich alle nach der lieben Heimat. Da hatten sie ein kleines Anwesen, ein einfaches Häuschen mit Gärten und Kartoffelland, und saßen da lieblich zufrieden. Der Mann hatte seine Berufsarbeit und verdiente draußen, die Frau blieb daheim und erzog ihre drei Kinder. Wenn es ihr paßte, so ging sie ins Nachbarhaus. Da wohnte ihre Schwester unter ähnlichen Verhältnissen, und bei ihr war auch die Großmutter.

Das hätte ja nun bis in alle Ewigkeit dauern mögen, aber da kam der Pole mit der Knute und sagte: Wollt ihr polnisch werden, polnisch leben und denken, dann bleibt wo ihr seid, andernfalls schert euch zum Teufel.

Da ließen sie Haus und Hof mit Jammern und Klagen und vertauschten die lieben Räume mit einer Holzbaracke in Preußisch-Holland, und da auch hier ihres Bleibens nicht sein konnte, zogen sie nach Westen. Die Schwester mit ihrer Familie fand in Köslin Unterkommen und ihr

Brot, sogar manchmal etwas Margarine dazu, und ging's auch knapp, so kamen sie doch aus, und die Großmutter auch. Die andern trieb ihr Schicksal nach der Rheinstadt.

Jetzt hatte die Schwester aus Köslin geschrieben, daß die Großmutter den Tod erwarte und noch einmal ihre Kinder am Rhein sehen wolle. Und wenn nur einer käme, nur einer! Das Sterben würde ihr sonst zu schwer.

„Ja, da hilfst nichts, da muß einer hin,“ sagte der Vater.

„Ja, einer muß hin. Aber wer?“ sagten seufzend die andern.

„Ich kann natürlich nicht,“ meinte der Vater, „bin froh, daß ich hier Arbeit habe.“

Keiner widersprach und alles war ruhig, bis die Frau sagte: „Ich kann auch nicht. Was sollte aus dem Haushalt werden! Außerdem bin ich krank. Die weite Reise hielt ich gar nicht aus.“

„Ich will reisen,“ ertakte sich der siebenjährige Kurt, das Nesthäkchen und der Verzug der Familie.

„Du Knirps!“ sagten lachend die beiden älteren Geschwister. „Du wärst der Rechte.“

„O, ich kann auf der Eisenbahn schon fertig werden,“ verteidigte sich der kleine Mann. „Ich frage alle Leute, wo die Großmutter wohnt. Da komme ich schon hin.“

„Nicht übel,“ meinte die ältere Schwester, die einen Dienst in der Stadt hatte. „Du Dreikäsehoch gehst aber besser in die Schule. Aber ich könnte auch nicht reisen,“ fuhr sie fort. „Meine Herrschaft ließe mich eher springen, als daß sie mir Urlaub gäbe.“

„Dann bleibt nur noch Fritz übrig,“ sagte die Mutter. „Fritz kriegt schon Urlaub und ist mit seinen siebzehn Jahren Kerl genug, um den Weg zu machen.“

Also blieb die Sache bei Fritz hängen. Aber nun die Kosten! Die Kosten! Fritz holte seinen stark verbrauchten Atlas aus der Schulzeit her und schlug die Karte von Deutschland auf. Sie zeigte das Reich in seiner alten Größe, ehe dem stolzen Adler die Flügel gestutzt, die Fänge abgeschlagen waren. Er kniff ein Blättchen Papier zusammen und fing an zu messen.

„750 Kilometer Luftlinie, die Bahn wird mindestens 800 rechnen. Das macht — 4. Klasse natürlich — so gegen 30 Mark, also 60 Mark im ganzen.“

Sechzig Mark! Woher das Geld nehmen in der jetzigen bettelarmen Zeit! Alle seufzten. Die Mutter weinte.

„Aber die Großmutter muß ihren Trost haben, ehe sie von uns geht,“ sagte sie. Sie ging zum Küchenschrank und nahm eine im Hintergrunde desselben versteckte Tasse heraus, deren Inhalt sie auf den Tisch schüttete. Eine Anzahl schmutziger, zusammengefalteter Scheine

fiel heraus, auch Münzen waren darunter. 17 Mark und 45 Pfennige lagen auf dem Tisch.

„Das langt nicht,“ sagte sie, „das reicht nicht bis Berlin. Ich armes Leut!“

Da griff die Tochter in die Tasche, zog ein abgenutztes Geldtäschchen hervor und schüttete es aus.

„14 Mark 20 Pfennige,“ sagte sie. „Ich wollte mir eigentlich davon ein Paar Schuhe kaufen, die ich nötig genug hätte, aber die Reise geht vor. Für den Hinweg reichte es ja, was hier liegt. Wenn die Großmutter die Rückfahrt bezahlen täte . . .“

„Ach die,“ brummte der Vater. „Die hat nicht genug zum Leben. Darauf braucht ihr nicht zu rechnen.“ Seufzend zog auch er seine Ledertasche hervor und legte 30 Mark dazu. „Ich muß mir den Tabak für ein halbes Jahr verkneifen,“ sagte er, „und die Streichhölzer und das Glas Bier am Sonntag. Wenn es sein muß, so nimm's, Fritz! Aber dann mach auch, daß du fortkommst. Und paß gut auf unterwegs!“

Fritz reiste ab. Der beschleunigte Personenzug brachte ihn rasch durch fremde Gegenden, durch das badische Ländle, durch Hessenland, durch das preussische Sachsen, durch den öden Sand Brandenburgs, bis sich mit großem Brausen und Getümmel die Reichshauptstadt zeigte. Die Reise machte ihm Vergnügen, denn das junge Volk fährt nun einmal gern, freut sich der neuen Eindrücke und fragt nicht danach, daß möglicherweise der Zug durch die Hand eines Satans in Menschengestalt kläglich verunglücken könne.

In Berlin heißt es nun, sich nach dem Stettiner Bahnhofe durcharbeiten. Aber es gibt in der Weltstadt wie überall freundliche, hilfsbereite Leute genug, die einen jungen Menschen gern zurechtweisen, wenn er bescheiden um Auskunft bittet. Und so saß er nun bald wieder im Zuge und freute sich, dem Ziele immer näher zu kommen. Da er unterwegs ein wenig geschlafen hatte, so spürte er keine Müdigkeit. Aber hinter Siargard stelen ihm doch wieder die Augen zu, und er wurde erst munter, als ihn jemand rauh am Arme faßte.

Der Revisor. „Ihre Fahrkarte, bitte!“

Fritz rieb sich die Augen. „Sind wir schon in Köslin?“ fragte er etwas schlafbefangen.

„Noch nicht,“ antwortete der Beamte, „aber in einer Viertelstunde vermutlich. — Nun, Ihre Karte?“

Fritz griff in die Tasche, aber der Schein mußte wohl in eine Ecke gefroren sein und sich da versteckt haben. Er war nicht zu finden. Der Revisor ging einsteilen zu andern Reisenden und machte blaue Striche auf die Pappstücke. Alles in Ordnung, nur bei Fritz stimmte die Sache nicht. Der Bahnmann stand vor ihm

und wartete, etwas mißtrauisch. Fritz war feuerrot im Gesicht geworden und wühlte in seinen Taschen. Im Rode waren deren vier, in der Weste drei, im Beinkleid zwei. In allen war der Ausweis nicht zu finden. Sollte er ihn etwa in das Rucksäckle gesteckt haben, das sein bißchen Mundvorrat beherbergte und ein armseliges Geschenk für die Verwandten? Sollte er gefallen sein? Die Mitreisenden suchten mit. Einige standen auf und rücten ihre Gepäckstücke auf die Seite.

Die Fahrkarte war nicht zu finden.

„Wohin wollten Sie reisen?“ fragte der Beamte mit Richterernst.

„Nach Röslin,“ gab Fritz kleinlaut zurück.

„Schaffner!“ rief der Revisor durch den Zwischengang nach dem andern Wagen hinüber, „hier ist ein Reisender ohne Fahrchein.“ Der Schaffner kam heraus, sah sich den Unglückswurm an, nickte verstehend und sagte: „Das wird sich in Ihrer Endstation finden.“

Fritz suchte immer noch, als die Beamten den Wagen längst verlassen hatten.

„Woher kommen Sie?“ fragte ihn teilnehmend ein Reisender, wie es schien, ein Handlungsgeselle.

„Von Mannheim,“ lallte der Unglückswurm.

„Und wo haben Sie Ihr Billet gelöst?“

„Eben in Mannheim.“

„Na, hören Sie, das wird eine dumme Geschichte für Sie. Ein Reisender, der ohne Fahrchein betroffen wird, hat das Doppelte des Fahrpreises zu erlegen, mindestens 3 Mark. Was hat denn Ihr Scheinchen gekostet?“

„30 Mark,“ sagte Fritz, tonlos, verzweifelt.

„Der Tausend, Herr Nachbar, das macht 60 Mark Strafe. Sie werden in Röslin dem Bahnvorsteher gegenübergestellt und werden da den Kopf ins Loch stecken müssen. Ich will Ihnen was sagen, junger Mann, und Ihnen einen guten Rat geben, denn ich merke, daß Sie noch wenig gereift sind. Mit der Eisenbahn muß einer umzugehen verstehen. Sagen Sie dem Vorsteher doch einfach, Sie wären in Belgard eingestiegen. Bezahlen müssen Sie auf jeden Fall, aber auf die Art kommen Sie mit dem blauen Auge davon: sie knöpfen Ihnen nur 3 Mark ab.“

Der Zug fuhr in die Station ein, und Fritz stand schon mit andern Reisenden auf dem Bahnsteig. Der Schaffner winkte ihm mitzukommen, und er folgte geduldig, weil ihm nichts anderes übrig blieb, denn ohne Fahrchein wäre er nicht durch die Sperre gekommen. Das war ein saurer Weg. Der gefällige Reisende aus der 4. Klasse gab ihm noch eine Zeitlang das Geleite.

„Seien Sie nicht dumm, junger Mann,“ sagte er. Der Bahn kann es gleich sein, ob sie einen mehr oder weniger befördert. Thretwegen haben

sie kein Stück Preßkohle mehr verbraucht. Wenn Sie sagen, daß Sie von Mannheim sind, müssen Sie die ganze Fahrt doppelt blechen, und hier kommen Sie mit 3 Mark weg. Im Geschäftsleben muß einer seinen Vorteil wahrnehmen. Da gilt das Sprichwort: Mundus vult decipi, das heißt: die Welt will betrogen sein. Mit Ehrlichkeit ist eben schlecht durchzukommen.“

Die beiden merkten kaum, daß ein vornehm aussehender Herr den gleichen Weg ging und hart an ihrer Seite schritt, so daß er die Unterredung hörte, ohne etwa den Lauscher zu machen. Er trug eine elegante Damentasche in der Hand. Der Ratgeber ging zur Sperre und rief Fritz noch einmal zu: „Also, mundus vult decipi, denken Sie daran!“

Der fremde Herr mit der Damentasche trat mit Fritz gleichzeitig in den Geschäftsraum des Vorstehers, doch dieser war noch nicht da. Warten hieß es. Fritz stand wie auf Nadeln. Was für ein Unglück! Die arme Familie daheim hatte den letzten Kreuzer geopfert, damit er hierher kommen konnte, und nun? Man würde ihn für einen Lügner und Betrüger halten, wenn er auch die Wahrheit sagte. Und was dann? Woher sollte er das viele Geld nehmen, um für seine Fahrlässigkeit zu büßen? Das würde der armen Großmutter wohl den Rest geben. Und nun der Rat des klugen Mitreisenden!

Jetzt kam der Vorsteher und wandte sich grüßend an den vornehmen Herrn. Dieser überreichte ihm die Damenhandtasche und sagte leise: „Als ich mit meiner Frau von Stettin in einem Abteil zweiter Klasse hierher fuhr, reisten wir in Gesellschaft einer uns unbekanntten Dame, die in Schivelbein ausstieg, wobei sie diese Tasche im Netz liegen ließ. Das bemerkten wir aber erst, als wir hier ausstiegen. Ich übergebe Ihnen das Fundstück.“

„Was enthält die Tasche?“ fragte der Beamte.

„Das weiß ich nicht, und das interessiert mich auch nicht.“

„Gut. Wollen Sie nicht die Güte haben, Ihren Namen anzugeben?“

„Nein, Herr Vorsteher, denn das könnte zur Folge haben, daß sich die Verliererin bei mir bedanke, und ich verzichte auf Dank für einen Dienst, der sich von selbst versteht.“

Der Beamte berührte grüßend und respektvoll die Mühe, und der Herr wandte sich zum Gehen, wartete aber noch an der Thür.

„Und Sie,“ sagte der Beamte zu Fritz, „sind ohne Fahrkarte betroffen worden, wie der Schaffner meldete.“ Das kam sehr streng heraus, und der Vorsteher sah den jungen Sinder sehr scharf und drohend an. „Wo ist Ihre Karte geblieben, wenn Sie überhaupt eine gelöst haben?“

„Ich muß sie verloren haben, gelöst habe ich sie ganz sicher. Gott ist mein Zeuge.“

„Wo sind Sie zuerst eingestiegen?“

Fritz dachte jetzt an den Rat des Geschäftsmannes und an das kluge Sprichwort, aber er sagte frei, die Augen, die etwas feucht waren, fest auf den strengen Herrn gerichtet: „Ich bin in Mannheim eingestiegen, wo meine Eltern wohnen, und jetzt bin ich hierhergekommen, um die Großmutter zu besuchen, die todkrank ist und noch einen von uns sehen will vor ihrem Ende. Es ist mir geraten worden, Sie zu betrügen und zu sagen, ich wäre in Belgard eingestiegen, damit ich milder gestraft würde. Aber ich will nicht lügen und betrügen, mag daraus werden, was will. Der Mann am Schalter in Mannheim weiß vielleicht noch, daß er mir den Schein ausgestellt hat.“

„Möglich, aber unwahrscheinlich,“ antwortete der Beamte, und seine Sprache klang milder. Die Treuherzigkeit des unverdorbenen Menschen mußte ihn ja rühren, wenn die Eisenbahner auch nicht gerade als rührselig verschrien sind. „Wir können den Versuch machen und nach Mannheim telegraphieren. Das kann einige Stunden dauern, bis Antwort da ist, denn die Drüben müßten doch erst den Schalterbeamten ermitteln, der in der Zeit den Dienst versehen hat. Bis dahin müßten Sie hier warten und, um keine Langeweile aufkommen zu lassen, würde ich über die Angelegenheit ein Protokoll aufsetzen. Man muß sich als Beamter schützen und sichern, denn Sie wissen wohl, daß ich meine scharfen, eindeutigen Vorschriften habe und vereidigt bin. In der gegenwärtigen Abbau-Atmosphäre macht man uns gern um geringfügiger Sachen willen den Prozeß, und wenn mir auch eine solche Sache glaubwürdig erscheint und leid tut für den Betroffenen, so muß ich doch meine Anweisungen befolgen.“

Diese letzten Worte waren an den vornehmen Herrn gerichtet, der noch immer in dem Zimmer stand und, wie es schien, das Ergebnis der Verhandlungen abwarten wollte.

„Werden Sie mir gestatten, Herr Vorsteher,“ sagte er, „eine Frage an den jungen Mann zu richten?“

„Ich bitte.“

„Junger Mann und Mitreisender,“ fragte nun der Herr, indem er sich an Fritz wandte, „sind Sie auf dem Wege von Stettin bis hierher nicht einmal eingestiegen?“

Fritz besann sich. „Ja,“ sagte er, „in Star-gard. Ich wollte etwas frische Luft schöpfen, denn es war in dem Wagen sehr heiß.“

„Wie weit sind Sie da von Ihrem Wagen weggegangen?“ fragte der Herr freundlich weiter.

„Bis an den Ausschank. Ich habe mir eine Tasse Kaffee geben lassen.“

„Und bei der Gelegenheit haben Sie wohl etwas verloren?“

Der Herr griff in die Tasche und holte einen Fahrchein heraus, einen 4. Klasse, der zur Reise von Mannheim nach Köslin berechnete und regelrecht geknipst war.

„Ist das Ihr Fahrchein?“

Fritz sah den Schein und jubelte: „Ja, das ist er.“

Der Vorsteher nahm das weiße Blatt in die Hand, prüfte es und sagte lächelnd: „Dann ist alles in Ordnung. Nehmen Sie Ihren Ausweis



„Und Sie,“ sagte der Beamte zu Fritz, „sind ohne Fahrkarte betroffen worden, wie der Schaffner meldete.“

und gehen Sie damit durch die Sperre. Sie sind ein braver junger Mann.“

„Ich habe meinen Glückstag heute,“ sagte der Herr. „Meine Frau belustigt sich über meine Findigkeit. Kommen Sie, junger Mann! Wir haben einen Weg. Leben Sie wohl, Herr Vorsteher.“

Die beiden Reisenden gingen zur Sperre. Fritz war übergelüchelt und freute sich, den klugen Rat nicht befolgt zu haben. Er dankte auch dem fremden Herrn mit Aufrichtigkeit. Der fragte ihn unterwegs nach Familie, Stellung und Schicksal und erfuhr, daß Fritz am dritten Tage wieder abreisen müsse. Sie gingen durch die Sperre.

„Der Schalter ist noch offen,“ sagte der Herr und trat hinzu, um sich eine Fahrkarte zu kaufen. „Warten Sie ein wenig, junger Mannheimer.“

Er löste eine Karte nach Mannheim, 4. Klasse. „Wie lange hat der Schein Gültigkeit?“ fragte er. „Fünf Tage,“ war die Antwort.

Der Herr legte einen Hundertmarkschein hin und ließ sich herausgeben. Beides, Fahrchein und das zurückerhaltene Geld, stopfte er sodann dem Jüngling in die Tasche und sagte zu ihm, fast rauh: „Verlieren Sie nicht wieder! Es gibt nicht allerwärts ehrliche FINDER.“

Ehe Fritsch sich von dem neuen Schrecken erholen konnte, war der Herr in ein Auto gestiegen, das vor dem Portale hielt und in dem schon eine Dame saß. Im Augenblicke fuhr die mächtige Maschine davon.

„Es ist traurig,“ sagte der Herr während der Fahrt zu seiner Gattin, „daß die Ehrlichkeit in unseren Tagen belohnt werden muß. Und sie wäre doch so selbstverständlich! Ueberall regiert noch die Rede: Mundus vult decipi, und dabei will die Welt gar nicht betrogen sein. Sie verlangt Wahrheit in der Gerichtshalle, in der Kirche wie im Warenhause und im Verkehr allerwärts.“

Das Auto mußte halten, denn eine Schulklasse kreuzte den Weg. Frische Buben und Madeln, die an die Wasserkante wollten, sangen ein fröhliches Wander- und Volkslied.

„Da draußen stets betrogen
kauft die geschäft'ge Welt —
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt!“

„Das trifft den Nagel auf den Kopf,“ sagte die Dame und der Herr nickte zustimmend.

Der gescheite Angestellte.

Von HEINR. C. KROMER.

Eigentlich war es ein dummer. Will aber so einer was Besonderes leisten, so sagen die Leute wohl, er sei ein ganz Gescheiter und wissen, was sie damit meinen.

Ein Kaufmann hatte einen neuen Angestellten, der den Kunden die Waren weder gehörig anzupreisen, geschweige denn aufzuhängen verstand, wie es heutzutage in einem ordentlichen Geschäft der Brauch ist; denn ein Geschäft will Geschäfte machen. Manchen Tag brachte er zum Leidwesen des Kaufherrn kein einziges Stück an den Mann, das der Käufer nicht auf alle Fälle genommen hätte, weil er's halt brauchte; sagt ihm also eines Tages der Herr: „Ich hab' Euch nun zugehört, wie Ihr's anpackt, und zugehört, und sehe, Ihr fahrt's am falschen Zipfel an. Ihr müßt nicht sagen: Das kostet soviel und ist gut, und das kostet sounsoviel und ist besser. Ihr müßt Worte machen, versteht Ihr? und große Reden und einen Krimsram um den Kram herum, bis Euch der Käufer nimmer auskommt und zugreift, daß er nur wieder aus-

kommt. Beim nächsten Kunden mach ich Euch's vor.“ Kommt auch alsbald eine vornehme junge Frau herein, der sieht's der Kaufmann von weitem an: sie will Strümpfe, feine, seidene Strümpfe, und steht auch schon dienstfertig neben ihr mit Kniz und Kniz und dreimal Kniz und gnädige Frau hinten und vorn. Ja, sie will Strümpfe: Feine, seidene; also kauft sie ein Paar. Die will ihr der Kaufmann einpacken, so zum Schein; und indem er sie einwickeln will, widelt er die Frau ein: „Sie werden zufrieden sein, gnädige Frau!“ sagt er. „Aber darf ich Ihnen einen guten Rat geben? Dann riete ich Ihnen also, gleich ein halbes Duzend zu nehmen; noch lieber ein Duzend, gnädige Frau; es ist nämlich zu befürchten, daß es diese Strümpfe bald nimmer gibt, oder nur sehr teuer; es ist unter den Seidenwürmern eine Seuche ausgebrochen und die Zucht ist gefährdet; darf ich Ihnen also in halbes Duzend einpacken, gnädige Frau?“

Die gnädige Frau nimmt ein halbes Duzend. „Nein, lieber gleich ein Duzend!“ sagt sie, und der Kaufherr widelt sie ihr ein, macht Kniz um Kniz und Habe-die-Ehre und neue Knize, bis er die Frau mit ihren Strümpfen vor die Tür gegenädigt hat.

Der Angestellte hat dem Handel zugehört. „Da hättest du jetzt ein Muster, und schlägt's fehl, so ist der Herr schuld,“ denkt er. Weiter denkt er nichts. Wenigstens, als jetzt ein Bauer kommt, beknizt er ihn und: „Womit kann ich dienen, gnädiger Herr?“ sagt er und beknizt ihn wieder, und der Bauer sieht ihn sonderbar an. Er will einen Regenschirm, nicht zu kostspielig aber gut; er sei für die Bäuerin, sagt er.

In seinem Schreibtisch der Kaufherr denkt: am Ernde lernt er's doch, wenigstens redet er jetzt. Und von seinem Kassenbuch weg sieht er den Bauer Schirm um Schirm prüfen und sieht wie der Handel weitergeht und der Angestellte die Ware einwickelt, zum Schein, aber immer noch auf den Käufer einredet. „Gott sei dank, er übt sein Mundwerk!“ denkt er.

Ja, er übt es. Und auf einmal lacht der Bauer; der Verkäufer redet, der Bauer schimpft und wird wild und geht auf den Angestellten los; er will wohl den Schirm gleich an ihm erproben. Aber da steht der Kaufmann neben ihm: „Beruhigen Sie sich, mein Herr; was ist los?“ fragt er.

„Was los ist? Berrückt ist er worden! Will er mir nicht ein Duzend Schirme aufzwingen, der Narr! Und warum? An die Regenwürmer sei der Pips gekommen, oder der Rotlauf und gefährde die Zucht, und drum sollen die Regenschirme rar werden, oder so kostspielig, daß es unjereins nimmer aufbringen kann!“

„Das ist ein Mißverständnis, Herr; entschuldigt!“ sagt der Kaufmann. „Neun Mark fünfzig kostet der Schirm; Ihr werdet zufrieden sein; beehrt mich wieder!“ und begleitet den Bauer zur Tür.

Dem Angestellten aber sagt er: „Ihr seid ein ganz Gescheiter; Ihr lernt's Euer Lebtag nicht!“ und hat ihn ausbezahlt und weggeschickt, selbigen Tags noch.